O dieser Duft.

Schimmernd und tiefblau leuchtend lag der Golf von Ajaccio unter dem sonnigen, duftigen Himmel.

Vor dem Hotel saßen ein paar ältere Damen mit ihrer Handarbeit unter einem Schutzdach und ihnen gegenüber saß der alte Arzt des Hotels hinter einer großen Zeitung.

Jetzt legte er jedoch die Zeitung zusammen und fragte langsam, mit dem breiten Akzent des Provinzlers und einem Seufzer, der ein Gähnen verbergen sollte:

„Sind Sie heute auf dem Berg gewesen, Frau Holst?"

Der „Berg" hieß ein mit Pinien- und Olivenbäumen bewachsener Hügel dicht hinter dem Hotel.

„Nein", antwortete Frau Holst, ohne von ihrer Näharbeit aufzusehen; sie zählte leise auf vier, und fuhr dann fort: „Aber Sie?"

„Nein", schmählicherweise nicht! Sind Sie auf dem Berg gewesen, Fräulein Bjerre?"

Aber auch Fräulein Bjerre war nicht oben gewesen.

Da kommt die Frau Staatsrätin", sagte Fräulein Bjerre und versuchte ihre tiefe, rauhe Stimme zu einem Flüstern zu dämpfen.

„Ist die Tochter dabei?" fragte Frau Holst, ohne aufzusehen.

„Ja, — mit dem Bergstock —"

„Sie haben wirklich recht, Herr Doktor, es ist wunderbar hier, wun—der—bar!"

Die Staatsrätin grüßte die Damen mit einem Kopfnicken, und machte ihren Sonnenschirm zu. Dann fuhr sie fort:

„Und dieser Duft hier!"

Der Doktor richtete sich auf und sagte: „Ja, ja, dieser Duft! Aber Napoleon hat ja auch gesagt: „Verbindet mir die Augen und führt mich in der ganzen Welt umher, am Duft werde ich erkennen, wenn ich nach Korsika komme."

Die Staatsrätin und ihre Tochter hatten indessen auf zwei Triumphstühlen neben dem Doktor Platz genommen. Das junge Mädchen schlug, ehe sie sich setzte, die Fußstütze herab, während ihre Mutter sich bequem zurücklegte und ihre Füße mit dem hohen Spann unbekümmert ausstreckte.

Langsam glitten die Blicke der Tochter über die üppige Gestalt der Mutter hin und blieben schließlich an deren spitzigen Schuhen und durchbrochenen seidenen Strümpfen haften.

Die Staatsrätin fragte:

„Nun, Magda, was ist jetzt wieder nicht recht?"

Fräulein Magda errötete; und sie wandte schnell den Blick ab.

„Ich muß jetzt hineingehen", sagte sie. „Meine Uebersetzung ist noch nicht fertig, und heute kommt der Abbé!"

„Ach was, Du mit Deiner Uebersetzung und Deinem Abbé!"

Aber Fräulein Magda zuckte nur die Schultern und verschwand im Hotel.

Die Staatsrätin gähnte, schaute nach den Bergen hinüber, sah die Platanenallee entlang, betrachtete die beiden anderen Damen und gähnte wieder. Es war ganz still ringsum und nichts zu hören als das Summen der Moskitos.

„Here she is!" sagte plötzlich eine tiefe Männerstimme auf dem Balkon oberhalb des Schutzdaches.

„Sie kommt, sie kommt — —" Hinter den roten Vorhängen des Speisesaals war der kleine Schweizer Kellner aufgetaucht; er winkte eifrig mit dem Arm ins Innere des Hauses hinein, von wo nun der Portier mit einem Sprung herauseilte.

Die Zeitung des Doktors glitt auf den Kies hinunter, und als er jetzt den Weg hinabschaute, leuchteten seine Augen plötzlich hell auf.

Fräulein Bjerre nahm ihre Lorgnette zur Hand, und Frau Holst winkte lebhaft mit ihrer Stickerei.

Wer so aller Blicke wie in einem Brennglas auffing, war ein ganz junges Mädchen in einem weißen Flanellanzug und einem Florentinerhut auf den schwarzen Flechten; sie hing am Arm eines großen Herrn mit rotem Haar und sehr rotem Gesicht, und sie machte jedesmal zwei hüpfende Schritte, wenn er einen nahm.

„Guten Morgen! Guten Morgen!"

Das junge Mädchen winkte mit ihrem Schmetterlingsnetz, ihre dunkeln Augen waren traurig und strahlend zugleich, als hätten sie Sonne getrunken und sich in Nacht gebadet.

„Haben Sie nichts gefangen?" fragte Frau Holst laut und mit unverkennbar dänischem Akzent, indem sie dabei energisch nach dem Schmetterlingsnetz nickte.

„Niz!" antwortete das junge Mädchen mit einer wegwerfenden Bewegung.

„„Das tut mir herzlich leid", sagte Fräulein Bjerre in höchst korrektem Lehrerinnenenglisch.

„Onkel Harold ist schuld daran", versetzte die junge Dame, und ihr etwas singender Tonfall verriet die Amerikanerin aus New York.

„Die Schmetterlinge haben Angst vor ihm. Es nützt alles nichts, wenn ich ihnen auch noch so oft sage, er sei ein guter Onkel, sie halten ihn eben für eine große Heuschrecke."

Der rothaarige Herr hatte sich gesetzt und streckte seine Beine weit von sich. „Well", sagte er ganz ruhig, „wir können ja nicht alle miteinander Schmetterlinge sein."

Leicht wie eine Schneeflocke setzte sich das junge Mädchen dem Doktor auf die Knie, sah ihm forschend in die Augen und sagte in einem ungewandten Yankee-Französisch:

„Ich bin auf dem Berg gewesen, Herr Doktor. Ganz ganz oben auf dem Gipfel! Und wir sind dem Banditto begegnet; er sah aber gar nicht grimmig aus. Er sagte im Gegenteil, er wolle uns lieben und unser Freund sein für Zeit und Ewigkeit!"

„Dein Freund?"

„Ja, mein Freund für alle Zeiten. War das nicht lieb?"

„Nun, nun", sagte der Doktor und gab sich alle Mühe, sich nicht zu bewegen, „das wollen wir ja alle so gerne."

Die Staatsrätin hatte sich vorgebeugt; ihre Augen schimmerten grünlich, sie klatschte in die Hände und rief: „Bravo Doktor, bravo! Sie übertreffen sich selbst!"

Miß Helen Murner sprang auf und wandte sich der Dame zu. Jetzt redete sie in ihrer Muttersprache und sah sehr erregt aus.

„O, gnädige Frau, Sie wissen gar nicht, wie sehr Sie und Ihre Fräulein Tochter das ganze Bild zierten. Als wir beinahe auf dem Gipfel waren und herunter sahen, leuchteten Sie zwischen den langweiligen grauen Olivenbäumen wie ein paar seltene schöne Blumen. Onkel Harold hätte gar zu gerne seine Wasserfarben bei der Hand gehabt."

Die Augen der Staatsrätin wurden wieder blau, und ihre kräftigen weißen Zähne glänzten, als sie mit einem fragenden Lächeln nach dem Amerikaner hinsah.

Dieser verbeugte sich automatisch und sagte:

„Es ist so, es ist so!"

Jetzt ertönten auf der Straße, die nach Ajaccio hinein führte, Stimmen und Lachen, und ein paar junge Herren kamen schnell auf das Hotel zu.

„Wir sind in der Obsthalle gewesen", rief der eine schon aus einiger Entfernung und zeigte eine Netztasche voll Mandarinen und blauen Trauben. Er war klein, dunkel, etwas orientalisch aussehend, mit einem fast zu lebhaften Mienenspiel. „Guten Morgen!"

„Guten Morgen, Berner! Guten Morgen, Herr Berner!"

„Wir haben Ihren Schützling mitgenommen, Herr Doktor. Es war unglaublich komisch. Miß Murner, Sie müssen essen, sie sind extra für Sie gekauft."

„Sö—ren—sen?" fragte der Doktor gedehnt. „Was tut er denn allein in der Stadt?"

„Er kauft sich eine ganze Ausstattung! Er sagt, seine Sachen seien alle zu warm, und das glaub' ich ihm gern. Es ist die reinste Komödie mit ihm.

„Wer ist dieser Herr Sörensen?" fragte die Frau Staatsrat den Begleiter Berners, einen jungen sonnverbrannten Landmann.

„Er ist der Sohn eines kleinen Hofbesitzers aus des Doktors Heimat, den der Doktor hierher kommen ließ, weil Schwindsucht in seiner Familie ist — mehrere Geschwister sind wohl schon daran gestorben. Ich glaube aber wirklich nicht, daß ihm etwas fehlt."

„Da kommt er!" rief Berner und rieb sich vergnügt die Hände. „Nun werden Sie etwas zu hören bekommen! Passen Sie nur auf!"

Aller Augen richteten sich auf die Straße, wo jetzt ein großer, blonder junger Mann gemütlich dahergeschlendert kam. Er trug ein paar Pakete unter dem Arm, und in seinem einen Mundwinkel steckte eine kleine Pfeife.

„Sein Haar ist prachtvoll!" Mit diesen Worten wendete sich die Staatsrätin an Miß Murner.

„Ja, er sieht aus wie ein Vikinger!"

„Guten Morgen, Sörensen!" rief der Doktor und nickte ihm väterlich zu.

„Guten Morgen," erwiderte Sörensen und lüftete seine Mütze ein wenig.

„Na, haben Sie die Socken bekommen?" rief Berner vor Eifer lispelnd.

Sörensen sah auf ihn herunter wie eine große dänische Dogge auf einen Dachshund.

„Nun — haben Sie sie?" wiederholte Berner.

„Gewiß; ich bekomme immer, was ich haben will."

In diesem Augenblick läutete die Glocke zur Mittagstafel, und alle Gäste standen auf. Mit einem bubenhaft schelmischen Ausdruck in den Augen, sah sich Sörensen im Kreise um, steckte seine Pfeife in die Tasche und sagte:

„Nur immer hinein in die Salleamanger!"

Berner wieherte vor Lachen und erklärte Miß Murner, so spreche er „salle à manger" aus, er sage, so stehe über der Türe angeschrieben.

Das Mittagessen im Hotel Ajaccio war das Hauptereignis des Tages.

Die Frau Staatsrat warf anregende Bemerkungen nach allen Seiten des Tisches und wandte sich selbst unverfroren an die zugeknöpftesten Engländer.

In ihrem Herzen gestand sich die Frau Staatsrätin unumwunden zu, daß es ihr noch nie so schwer gefallen war, die ihr gebührende Stellung im Mittelpunkt der Gesellschaft zu erringen; selbst als es ihr gelungen war, drei oder vier Herren in ein Wortgefecht zu verwickeln, hatte sie immer das Gefühl, als seien deren Gedanken wo anders, denn ihre Augen glitten fortwährennd von ihr weg und nach dem andern Ende des Tisches hin.

Dort, zwischen dem Doktor und dem Amerikaner, Frau Holst und Fräulein Bjerre gegenüber, saß Miß Murner.

Im Laufe des Winters war die junge Amerikanerin wiederholt aufgefordert worden, zu der Jugend herunterzurücken; aber sie hatte jedesmal geantwortet, sie habe ihre alten Leutchen sehr lieb und wolle sie nie verlassen.

Mit Frau Holst sprach sie dänisch, ihren Onkel neckte sie, und den Doktor brachte sie dazu, alle Schwierigkeiten mit ihren lustigen Einfällen zu vergessen.

Und die Augen der Alten strahlten wieder in jugendlichem Glanz; es war ihnen, als überträfen sie sich selbst in Witzen und lustigen Späßen, und sie waren stolz, daß Miß Helen zu ihnen gehörte.

Zuweilen saß das junge Mädchen ganz still da und sah vor sich hin, und ihre Augenwimpern lagen wie dunkle Schatten auf ihren holden blassen Wangen. Die Staatsrätin verlor sich dann in dem schönen Anblick. Es lag etwas Hinreißendes in dieser kleinen, geschmeidigen Gestalt, die von so feinen Umrissen, so kindlich unentwickelt und doch so ganz echt weiblich war.

Miß Helen trug jetzt ein weißes Kleid aus jenem dünnen weichen Seidenstoff, aus dem die indischen Tücher gemacht sind. Unwillkürlich legte die Staatsrätin ihre Hand auf ihren eigenen Korsettpanzer, während ihre Augen aufmerksam beobachteten, wie jeder Atemzug des jungen Mädchens durch deren ganzen Körper bebte und den leichten Stoff des Kleides bewegte.

An den tiefen Halsausschnitt schmiegten sich zwei vollerblühte dunkelrote Rosen.

Die Staatsrätin seufzte und ließ mit einem Gefühl der Mutlosigkeit ihren Blick rings um den Tisch schweifen. An dem jungen Jütländer blieben sie hängen — und jetzt war es die Mutter, die ihre Tochter am Arm faßte.

„Siehst Du ihn?" flüsterte sie.

Der junge Mann saß wie erstarrt da; seine beiden Hände lagen auf dem Tischtuch, in der einen hielt er die Gabel, in der andern das Messer; es war, als sei eine Fata Morgana vor ihm aufgetaucht, die seine ganze Seele gefangen genommen hätte. Bleich und unbeweglich saß er da, aber aus seinen dunkelblauen Augen sprühten Funken.

Die Frau Staatsrat folgte der Richtung seines Blickes. Natürlich — sie — die Miß — sah er an!

Und sie?

War es nicht, als höben und senkten sich die Rosen an ihrem Busen schneller als zuvor? Sie saß mit gesenktem Kopf und ihre Hand spielte unbewußt mit diesem und jenem auf dem Tischtuch. Waren es am Ende die blauen feurigen Augen, die sie im Bann hielten?

Die Gäste standen einer nach dem andern vom Tisch auf, wie sie gerade fertig wurden. Miß Helen und ihr Onkel waren die ersten.

Sie traten in den anstoßenden Salon, einen hübschen viereckigen Raum mit bequemen Lehnstühlen um einen runden Tisch. Nach und nach kamen noch mehr Gäste herein.

Berner bewunderte Miß Helens Rosen und meinte, sie lasse wohl ein ganzes Vermögen bei dem Gärtner droben auf dem Berg.

„Ja, aber heute war er nicht daheim, der leichtsinnige Mensch! Da hat dann Rossina einen ganzen Strauß für mich gestohlen. Nun, sind sie nicht schön?"

„Herrlich — darf man dran riechen?"

„Ja, aber ganz leicht; nicht den Duft wegschnuppern."

Sie hatte es zögernd gesagt und während Berner sich über die Rosen beugte, sah sie scheu nach der Türe des Speisesaals hin.

Denn sie wußte und fühlte es, — dort stand er — der Vikinger.

Wie ein Nachtwandler trat er auf das junge Mädchen zu.

„Ich will auch!" sagte er.

„Was sagt er?" fragte sie und sah Berner mit einem angstvollen Blick an.

„Er will auch an den Rosen riechen," erklärte Berner freundlich.

„Nein!" Rasch stieß sie einen Lehnstuhl zwischen sich und den jungen Mann. „Nein, der Vikinger darf das nicht."

Aber dieser schob den Stuhl weg, wie wenn er von Papier wäre, und kam näher mit starr auf die Blumen geheftetem Blick.

Jetzt schob Miß Helen den nächsten Stuhl vor, dann wieder den nächsten, und dann wieder den nächsten, der Reihe nach alle, die um den Tisch standen.

Die anderen hatten sich im Halbkreis um die beiden versammelt und sahen dem Spiel zu.

Berner klatschte in die Hände und rief:

„Bravo, bravo! Es kommt Leben in den Berserker!"

Fräulein Bjerre sah durch ihre Lorgnette und flüsterte Frau Holst zu.

„Wie ein Faun, der eine Nymphe verfolgt."

Fräulein Magda runzelte die Stirne und biß sich in die Unterlippe; ihre Mutter aber bewegte die Nasenflügel; sie glich einem Jagdhund, der etwas wittert.

Als Miß Helen alle Stühle zu Barrikaden verbraucht hatte, die aber einer nach dem anderen beiseite gestoßen worden waren, befand sie sich in der Nähe der breiten Tür, durch die allein das Zimmer bei Tag Licht erhielt.

Ohne es sich klar zu machen, ohne an ihre leichte Kleidung, oder an die ihr streng verbotene Abendluft, oder an die höchst zweifelhafte Verbesserung ihrer Lage zu denken, stieß sie einen der Türflügel auf und flog hinaus ins Freie.

Ihr Verfolger eilte hinter ihr her.

Auch die Zuschauer vergaßen Husten, kranke Lungen und alle Vorsicht. Sie drängten sich hinaus — alle — selbst der Doktor mit seiner Bronchitis.

Der Weg lag von hellem silberglänzendem Vollmondschein übergossen da; nur die dunklen Schatten der Bäume unterbrachen die schimmernde Helle.

Ja, wie eine Nymphe der Diana flog Miß Helen auf dem Weg dahin, gejagt von den schweren Fußtritten, die ihr näher und näher rückten.

Sie lief und lief, und ihr war, als höre sie ihr Herz wie einen Hammer schlagen. Unaufhörlich erklang es in ihrem Herzen wie mit einer mechanischen Stimme, die gar nicht zu ihr zu gehören schien:

„Wenn er mich fängt, küßt er mich! Wenn er mich fängt, küßt er mich!"

Ein paar hundert Schritte vom Hotel entfernt stand eine einzelne Palme. Als Miß Helen diese erreicht hatte, fühlte sie, daß die Hand ihres Verfolgers sie berührte.

Sie schlang ihren Arm um den Stamm der Palme, drehte sich blitzschnell um ihn herum und lief nun wieder zurück.

Das kam dem Vikinger unerwartet, und so gewann sie einen kleinen Vorsprung. Aber bald hörte sie wieder seine schweren Atemzüge dicht hinter sich, ja, sie fühlte das Feuer seiner Augen auf ihrem Rücken.

Jetzt sah sie auch all die dunklen Gestalten vor dem Hotel und hörte Berners lärmende Stimme.

Sie drückte die Hände aufs Herz und sagte sich, das alles sei ja nur ein Scherz; sie brauche ja nur stehen zu bleiben und irgend etwas Lustiges zu sagen.

Aber nein, er würde es ja nicht einmal verstehen können! Und diese Augen! Nein, sie mußte, mußte ihm entwischen!

Die letzte Strecke hatte sie gar kein Bewußtsein mehr von sich selbst; sie fühlte nur noch die unbestimmte Angst, die sie weiter jagte. Sie wußte nicht mehr, was sie tat, bis sie, nach Atem ringend, an das warm klopfende Herz der Staatsrätin sank.

Als sie sich dann wieder umwandte, stand der Vikinger neben ihr und sah auf sie herab.

Sie schmiegte sich wieder an die Staatsrätin, sah dann in die tiefblauen Augen, die über ihr leuchteten, und flüsterte, während ihre Lippen zitterten, wie die eines Kindes, das mit dem Weien kämpft:

„Dann küssen Sie mich eben!"

„Darum handelte es sich ja gar nicht", schnatterte Berner dazwischen. „Er wollte ja nur. . ."

Plötzlich schwieg er. Der junge Bauernsohn beugte sein mächtiges blondes Haupt über die kleine, weißgekleidete Gestalt, und behutsam — wie eine schwere Arbeiterfaust eine zarte Kinderhand erfaßt — küßte er die zwei roten Rosen, zuerst die eine, dann die andere.

Mit einem Seufzer, der aus dem innersten Herzen zu kommen schien, wandte er sich dann um und trat ins Vestibül.

„Was, zum Kuckuck!" Berner schaute ihm verblüfft nach. „Versteht er denn englisch?"

„Natürlich." Die Staatsrätin sah empört aus. „Wenn man Verständnis hat, versteht man, selbst wenn man nicht versteht!" —

Aber nachdem alle längst ins Hotel zurückgegangen waren, stand der alte Doktor noch barhäuptig in der Abendluft, nickte gedankenvoll vor sich hin und sagte:

„Ja, ja, Napoleon hatte doch recht mit dem Duft! Daheim in Stärum hätte Sörensen es nie so gemacht."

Reingefallen.

Eine Erzählung von Paul Eberhardi.

Kapitän Pilger kam an Land und machte ein sehr verdrossenes Gesicht. Und er hatte Ursache dazu. Es war eine abscheuliche Fahrt gewesen — wenn sie auch nur von Hull nach Antwerpen und zurück gegangen war. Der „Pelikan" war im Schlamm der Schelde stecken geblieben. Als Fracht auf der Rückfahrt hatte er nichts weiter bekommen, als eine Ladung alten Kabels. Und die Kosten, diese paar hundert Tonnen Kabel abladen zu lassen, waren so groß, daß er dabei kaum auf seine Kosten kam.

Düsteren Gesichts ging er einher, bis er an den „Lustigen Seemann" kam, wo er sicher Freunde oder gute Bekannte traf, die an seinem Schmerz teilnehmen würden. Und richtig, als er das Gastzimmer betrat, begrüßten ihn fünf der anwesenden sechs Gäste mit lauter Freude. Aber auch der eine, der keine Miene machte, ihn zu begrüßen, kam Kapitän Pilger bekannt vor, obgleich der „Kopp" seinen Ohren fremd klang.

Herr Kopp schien aber von Kapitän Pilger schon gehört zu haben, denn er behandelte ihn mit der größten Achtung, und als nach einiger Zeit das Glas des Kapitäns leer war, bat er um die Erlaubnis, es von neuem füllen lassen zu dürfen. Die Unterhaltung wandte sich bald dem Schmuggel zu und da wußte Herr Kopp eine ganze Menge Geschichten zu erzählen.

„Der schlaueste Schmuggler, den ich je kennen gelernt, war der Koch auf der „Viktoria", bei dem ich damals noch Gehilfe war. Der Kerl hatte überall Schmuggelware verborgen, sogar der Abfallkasten hatte einen doppelten Boden.

Die Anwesenden schmunzelten, nur Kapitän Pilger meinte, heutzutage müsse man mit dem Verstecken schon raffinierter sein.

Die Männer lachten alle — bis auf Kopp.

„Na, ja, mag sein. Aber es ist doch immer riskiert. Ein guter alter Bekannter von mir, der mit Leib und Seele geschmuggelt hat, tut dies nicht mehr, seit er ein paarmal tüchtig Strafe zahlen mußte."

„Na, man muß eben vorsichtig sein," versetzte ein alter Seebär mit weißem Bart.

„Hört, hört!" rief ein anderer, in der Erwartung, von dem Alten eine lustige Geschichte zu hören.

„Halt die Schnute, Peter," raunte Kapitän Pilger diesem zu und sah sich mißtrauisch im Kreise um.

„Oh, wir sind hier unter lauter Freunden," warf Herr Kopp ein. „Wenigstens hoffe ich es."

Die anderen versicherten, es sei kein Verräter unter ihnen, und nun begann er zu erzählen.

„Auf meiner letzten Fahrt mit der „Viktoria" waren wir gerade im Begriff, vor Anker zu gehen, als der Koch wie ein Wahnsinniger in die Küche stürzte, in der ich eben dabei war, eine Pastete zu machen. Wie ein Verrückter riß er unseren größten Fischtessel von der Wand. „Was ist denn los?" fragte ich. Da hättet ihr ihn sollen fluchen hören! Jemand sei ein gemeiner Verräter gewesen — hätte ihn denunziert u. s. w. Na, es war keine Zeit zu verlieren. Er nimmt die fünf Pfund feinsten Tabaks, die in dem Fischtessel lagen, und schmeißt sie in meine Pastetenschüssel. Dann nimmt er die Hälfte meines Pastetenteiges, schmeißt ihn über den Tabak, dreht die Geschichte um, füllt die andere Hälfte des Teigs über das Zeug, drückt alles zusammen und schiebt die ganze Pastete in den Ofen. Zwei Minuten später kamen die Zollmenschen an Bord und suchten die Küche bis in den kleinsten Winkel ab — aber in den Ofen guckte natürlich niemand."

Ein unbändiges Gelächter folgte diesen Worten, nur Kapitän Pilger begnügte sich mit einem Lächeln.

„Und seither hat man wohl höllisch aufgepaßt auf den Koch?" meinte er.

„Na ob!" kicherte Herr Kopp. „Die Geschichte wurde ruchbar — der alte Braun konnte ja den Schnabel nicht halten — und die Zolloffiziere waren wütend, daß man sie an der Nase herumgeführt. Das schönste an der Geschichte aber ist, daß, als die Zolloffiziere das nächste Mal wieder an Bord kamen, wieder eine Pastete im Ofen schmorte."

„Was ist das?" fragte der Offizier. „Können Sie denn das nicht sehen?" entgegnete Braun. „Eine Pastete ist's!" — „Eine Pastete? So, so! Na, Ihre Pasteten kennen wir schon." Damit nimmt er sein Messer heraus und zerschneidet die Pastete. Natürlich war diesmal weiter nichts drin, als was zu einer Fischpastete gehört. Der Koch beschwerte sich beim Kapitän, dieser beschwerte sich bei der Zollbehörde, und es gab einen mächtigen Spektakel."

Jetzt lachte Kapitän Pilger lauter, als alle anderen.

„Das ist der Bande schon recht! Warum stecken sie ihre Nasen in alles!"

„Ich wette, Sie können auch manches Stücklein erzählen, Pilger", warf ein alter Seemann hier schmunzelnd ein.

„Hm", Pilger zwinkerte verschmitzt mit den Augen, „vielleicht könnte ich — vielleicht auch nicht."

Die Anwesenden sahen sich erwartungsvoll an, und der Kapitän ließ alle Vorsicht zum Teufel gehen. Ob er zuviel Grog getrunken oder ob er so ganz vertrauensselig geworden? Kurz und gut, er erzählte.

„Fünf Pfund Tabak? Haha! höhnte er. „Das verlohnte sich gerade. Da müßtet ihr hören, was ich habe!" „Fünfhundert Pfund Tabak!" platzte er heraus.

Das war eine Sensation! Fünfhundert Pfund. Alle schüttelten ungläubig die Köpfe.

„Wie haben Sie die an Land gekriegt?"

„An Land? Ich bin erst fünf Minuten runter vom Schiff. Das Zeug liegt da, wo es schon lange liegt."

„Wo denn?" fragte Kopp anscheinend gleichgültig.

Kapitän Pilger legte den Finger an die Nase.

„Wo kein Mensch es findet!" sagte er leise.

Herr Kopp zuckte die Achseln und ließ für den Kapitän ein neues Glas Grog kommen. Das gewann ihm des Seemanns Herz. „Ihnen will ich's sagen", flüsterte er. „Im Lagerraum."

Herr Kopp machte ein langes Gesicht. „Da bin ich nicht klüger als zuvor", gestand er. „Aber wer sucht, der wird's schon finden."

„Ich will Ihnen mal was sagen", entgegnete der Kapitän und stellte sein Glas ziemlich kräftig auf den Tisch. „Kommen Sie morgen früh auf mein Schiff und alles, was Sie an Tabak finden, schenke ich Ihnen. Jawohl! Aber Sie kriegen nischt!"

„Warum nicht?"

„Weil zweihundert und fünfzig Tonnen alten Kabels darauf liegen!" Der Kapitän schnitt eine höhnische Grimasse, doch bevor er noch ein Wort reden konnte, kam der Wirt und meldete, daß er sein Lokal schließen müsse... Nun gingen sie. Herr Kopp war so liebenswürdig, seinen neuen Freund bis an dessen Schiff zu begleiten. Und als sie Arm in Arm so dahinschritten, sagte Kopp, er hoffe, seinen neuen Freund bald wieder zu sehen. Ehe sie sich trennten, mußte Kopp dem Kapitän versprechen, ihn am nächsten Morgen auf dem „Pelikan" zu besuchen.

Und er besuchte ihn! Und er brachte noch zwei andere Freunde mit — aber alle drei trugen die Uniformen

„Diesmal haben wir Sie erwischt, Kapitän!" frohlockte Herr Kopp, der auf einmal ein ganz anderes Benehmen an den Tag legte. „Wir wollen uns mal Ihr Schiff ein bißl genauer ansehen, wenn sie nichts dagegen haben."

Kapitän Pilger warf ihm ein paar sonderbare Blicke zu und murmelte etwas von Gemeinheit und Schnüffelei.

„Geschäft ist Geschäft!" entgegnete sein neuer Freund. „Also wo ist der Stoff? Wir haben schon lange ein Auge auf Sie, diesmal geht's Ihnen an den Kragen."

„Machen Sie, was Sie wollen", knurrte Pilger, „Suchen Sie — ich helfe Ihnen nicht."

„Gut", sagte der andere und führte seine Leute in den unteren Teil des Schiffes.

Bald darauf kamen alle drei wieder herauf. Der Lagerraum war vollgepfropft mit eisernem Kabel, das nicht von der Stelle zu bringen war.

„Wann werden Sie ausladen?" fragte Kopp.

„Das ist meine Sache", schnauzte Pilger und wandte ihm den Rücken.

Hier war nichts weiter zu tun, als einen der Beamten als Wache an Bord zu lassen.

Am nächsten Tage wiederholte sich die Szene und ebenso am dritten und am vierten. Endlich aber verlor Herr Kopp die Geduld.

„Wir lassen das Zeug herausschaffen!" rief er.

„Untersiehen Sie sich nicht!" brauste der Kapitän auf. „Ich kann in jedem Augenblick neue Ladung bekommen, die oben an Deck bleibt. Sie können sich da was schönes auf den Hals laden."

Da hatte Herr Kopp eine brillante Idee. Der Tabak und die Zollstrafe würden ja viel, viel höher sein, als die Ausladungskosten betrugen! Er ließ also die Kabel an Land bringen. Der Kapitän rauchte schmunzelnd seine Pfeife und sah gemütlich zu. Endlich war das letzte Stück Kabel an Land befördert— und nun ging das Suchen los — aber gefunden wurde nichts.

Herr Kopp raste, fluchte, drohte — es half nichts. Er bat — auch vergebens. Und schließlich fragte er ganz kleinlaut:

„Hatten Sie denn wirklich keinen Tabak an Bord?"

„Haha!" lachte der Kapitän. „Als ob ich Sie nicht gleich durchschaut hätte, als ich Ihr Fuchsgesicht im „Lustigen Seemann" erblickte!" Dann klopfte er dem andern auf die Schulter und sagte:

„Aber ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie das Zeug an Land bringen ließen — mir wäre nämlich